

Sieben Dramen und eine Posse

Das erste Drama

Es war einer jener ungeliebten Tage, die mit einem kleinen Missgeschick begannen und in einem Desaster endeten. Alles fing damit an, dass ich den Wecker überhört hatte und ich mir beim Aufstehen in der Eile dermaßen den großen Zeh stieß, dass ich zum Bad humpeln musste. Ich schaltete das Badradio ein. Im Kultursender gab es Klaviermusik! Dem Spiel folgend stellte ich mich in die Duschwanne und dann auf das perlende Wasser aus der Regendusche ein. Das Wasser traf meinen Körper. Ein Aufschrei beendete nicht die Träumerei von Robert Schumann, sondern die von mir, Olaf Sabbert.

Zugegeben, mein Name ist schon ziemlich absonderlich und verballhornungsfreundlich und wirklich nur etwas für starke Typen. Ich hatte früh gelernt, mich nicht unterkriegen zu lassen. Reden konnte ich schon immer gut und war für mich die beste Verteidigung. Einer meiner Schulkameraden führte dann das Wort »Sabbern« für Hinreden ein. Sich dagegen aufzulehnen, hätte keinen Sinn gehabt. Also benutzte ich es am konsequentesten, sogar im allgemeinen Sinne. Das hat sich bis heute so erhalten.

Doch zurück zum Aufschrei. Im ersten Moment wusste ich nicht einmal, ob das Wasser kochend heiß war oder eiskalt. Mit einem Satz sprang ich aus der Dusche, ohne an meinen Zeh zu denken, der natürlich irgendwo anstieß. Dann fiel mir die Reparaturankündigung des Vermieters wieder ein. - Toll!

Ein Fahrzeug mit Sirene und Blaulicht erregte mein Interesse. Neugierig stürzte ich ans Fenster. Trotz aller Vorsicht knuffte ich mit meinem Knie an den einzigen Hocker im Bad, der dadurch einseitig leicht angehoben, genau auf meinen Zeh zurückfiel. Prompt hatte ich meine Neugier vergessen.

Warum nur lädiert man sich die schon geschundenen Körperteile besonders oft und immer wieder?

Ich war zwar spät dran, aber noch nicht zu spät. Nun gut, dass ich mir mit dem ersten Schluck Kaffee gehörig meinen Mund verbrühte und sich auf der Zungenspitze ein taubes, pelziges Gefühl einstellte, klingt konstruiert, hat sich aber tatsächlich so ereignet. Zumindest ließ es den Schmerz im Zeh für eine Weile vergessen, war aber gemessen an dem, was ich eine Stunde später erleben sollte, nicht der Rede wert.

Ohne weitere Anstößigkeiten gelang es mir, die Schuhe anzuziehen. Trotz der ungewohnten Enge schien es, gewissermaßen durch die Schienung im Schuh, mit dem Gehen besser zu gehen. Durch seitliches Wegdrehen meines Fußes konnte ich das extreme Abrollen über den großen Zeh auf dem Fußweg weitgehend vermeiden. Meine Gangart sah zwar ziemlich putzig aus und kostete Zeit. Die aber hatte ich im Voraus einigermaßen richtig einschätzen können, und war entsprechend früher aus dem Haus gegangen. Das Laub hatte sich bunt gefärbt. Ich blinzelte in die Sonne und war trotz der leichten Gehbehinderung guter Dinge.

Eigentlich war ich inzwischen, trotz meiner Missgeschicke, mit meiner Stressbewältigung sehr zufrieden. Zumin-

dest bis zu dem Zeitpunkt, als ich an das Absperrband und die Wagenburg der Polizei kam. Viele Schaulustige und eine ganze Kompanie schwarz verummter Polizisten versperrten mir den Weg aber vor allem die Sicht. Bis ich mitbekommen hatte, dass aus meinem Büro Körbe voller Akten und die ganze Computertechnik herausgeschleppt wurden, mochten so gut und gerne zehn Minuten vergangen sein. Dann kam Bewegung in die schaulustige Menge. Eine Gasse für ein Einsatzfahrzeug wurde freigemacht. Natürlich latschte mir in diesem Moment einer dieser neugierigen Gaffer auf meinen Zeh. Ich hätte ihn umbringen können. Angesichts der präsenten Polizei verschob ich mein Ansinnen aber auf später und beließ es vorerst bei einem »Autsch«.

Der Zufall wollte es so, dass genau neben mir das besagte Fahrzeug aus der Absperrung fuhr und ich unvermittelt in das Gesicht meines Chefs sah. Mit einem Schlage wurde mir klar, dass gestern, ohne es auch nur im entferntesten erahnen zu können, mein letzter Arbeitstag gewesen war. Warum war ich heute Morgen nicht einfach der Eingebung meines Körpers gefolgt und einfach liegen geblieben? So stand ich nun ohne Arbeit da.

Das zweite Drama

Die geforderten Unterlagen beizubringen stießen erwartungsgemäß auf Schwierigkeiten. Besonders jene Unterlagen, die irgendwie mit meiner letzten Arbeitsstelle zu tun hatten. Der Chef war in der Untersuchungshaft für solche Dinge nicht erreichbar und die Kriminalpolizei beziehungs-

weise Staatsanwaltschaft verweigerte mir wegen laufender Ermittlungen jede Auskunft. Ganz davon zu schweigen, dass ich in den Augen der Ermittlungsorgane möglicherweise auch verdächtig war. Das konnte ich aus deren Sicht durchaus verstehen. Nur ich wusste, dass ich mit den ganzen Schiebereien, von denen ich erst während der Verhöre durch die Ermittlungsbeamten erfuhr, nichts zu tun hatte.

Die Formel für die Sachbearbeiterin in der Arbeitsagentur war einfach: keine vollständigen Unterlagen - kein Arbeitslosengeld. Besonders, dass es keine förmliche Kündigung gab und ich meine Arbeitsstelle tatsächlich über Nacht und ohne Gnadenfrist verloren hatte, passte nicht in ihren Schädel und vor allem nicht in die Paragraphen der Arbeitsagentur.

Ich wäre aber nicht Immobilienmakler Olaf Sabbert, wenn ich an dieser Stelle aufgegeben hätte. Ich weiß gar nicht, wie oft ich meinen Kunden dieses oder jenes vorgesabbert hatte, bis sie sich endlich zu ihrem und, in aller Bescheidenheit, mittelbar auch meinen, Vorteil entschieden hatten. Wohnungen kann man eben nicht wie Muttern verkaufen, - äh und Schrauben.

Aber bei diesem Weib auf dem Amt half kein Sabbern von Sabbert. Ich kann diese sturen Paragraphenreiter ja überhaupt nicht verknusen. Die können einem das ganze Geschäft verderben. Ich meine, wenn es zum gegenseitigen Vorteil ist, kann man Paragraphen auch mal Paragraphen sein lassen, so wie bei den wirklich Reichen.

Dieses gute Gewissen brachte natürlich keinen Cent auf mein Konto. Da mir die Sachbearbeiterin wegen der feh-

lenden Dokumente auch nichts geben wollte, habe ich mir bei ihrem Chef kurzfristig einen Termin geholt und ihm meine Geschichte erzählt. Es blieb dabei: keine Dokumente - kein Geld. Wie kann man nur so stur sein?

Blieb mir nur noch der Klageweg. Ganz davon abgesehen, dass so eine Klage schon etwas Zeit brauchte, müsste ich doch den Rechtsanwalt bezahlen, denn mittellos war ich ja noch nicht. Von einer einstweiligen Verfügung riet mir mein Rechtsanwalt ab, da ich, wie gesagt, noch Geldvermögen auf der Bank hatte, es also nicht wirklich eilig war. So stand ich nun ohne Arbeit und ohne Einkommen da.

Das dritte Drama

Nein, abergläubisch bin ich nicht, und ich glaube auch nicht an das Sprichwort: Ein Unglück kommt selten allein; eher daran, dass jeder seines Glückes Schmied ist. Obwohl, hier wäre ich fast von meinem Glauben abgefallen. Nie werde ich jemanden eingestehen, dass ich glaubte, dass sich in diesem Moment alle Geister gegen mich verschworen hatten, als ich in meiner Situation nun auch noch Post vom Finanzamt bekam. Ich ahnte Schlimmes, aber es ging um eine Steuerrückerstattung für das vergangene Jahr von nicht einmal fünfzig Euro für mein Auto. - Puh, da war ich erleichtert. Das war zwar nicht die Welt, aber immerhin. Allerdings sollte sich meine böse Vorahnung doch bestätigen. Ich hatte das Schreiben noch nicht zu Ende gelesen. Die Forderung des Finanzamtes belief sich auf einen hohen vierstelligen Betrag, weil mein Chef noch nicht einen müden Euro für mich abgeführt hatte und mich, wie auch immer er das

gemacht hatte, als »Freischaffend« gemeldet hatte. Die Steuern waren sofort fällig. Nach zwei Wochen sollte vollzogen werden. Der Teufel soll den Elenden holen!

Auf der zweiten Seite des Pamphlets eröffnete mir das Institut, dass aufgrund meiner Zahlungsmoral auch die Steuern für das folgende Jahr fällig wären. Natürlich hatte man gleich eine Steigerung des Einkommens in doppelter Höhe des zu erwartenden Preisanstieges eingerechnet, ohne für diese Annahme irgendeine Begründung zu haben. Ja, so selbstlos ist das Amt vom Schäuble!

Am Telefon erhielt ich trotz all meiner Sabberkünste nur einen Termin für ein persönliches Vorsprechen in drei Wochen. So viel Galgenfrist hatte ich aber nicht. Dass das junge Küken auf der anderen Seite der Telefonleitung nicht interessierte, hatte mich, ehrlich gesagt, schockiert. Dienst-anweisungen, Paragraphen, kommen doch letzten Endes auf das Gleiche hinaus!

Und so kam es, wie es kommen musste: Mein Konto wurde gesperrt, weil mir keine Bank ohne Arbeit und Einkommen einen Kredit mit bezahlbaren Zinsen geben wollte. Sicher würden die Krankenkasse, die Rentenkasse, die GEZ und wer weiß noch, wer, auch bald bei mir die Hand aufhalten. So stand ich nun ohne Arbeit, ohne Einkommen und pleite da.

Das vierte Drama

Mein Weg führte mich in eines dieser Bürohäuser, in der ein Uneingeweihter nicht sagen konnte, wann die eine Firma begann und wo die andere aufhörte. Der Personal-

manager, wie er sich vorstellte, der mit mir das Bewerbungsgespräch führen musste, saß in einem bequemen Drehsessel hinter seinem wuchtigen Schreibtisch, der zudem auf einem kleinen Podium stand. Mir zugewiesen wurde ein äußerst weicher Sessel mit hohen Lehnen. Wäre ich nicht hier, um mich für eine Arbeitsstelle zu bewerben, hätte ich darin durchaus wohlig weich wie in Abrahams Schoß schlafen können. Im Nachhinein betrachtet kam mir diese Sitzposition schon recht merkwürdig vor, zumal ich im Sitzen kaum auf die Schreibtischplatte blicken konnte. Trotzdem brachte ich mein Anliegen konzentriert vor, wobei ich vorgab, in ungekündigter Stellung zu sein, was ja eigentlich auch der Wahrheit entsprach. Ich hatte mir sagen lassen, dass man mehr Erfolg bei der Arbeitsuche hatte, wenn man sich aus einer Beschäftigung heraus bewirbt. Und eine Kündigung konnte ich nun wirklich nicht vorweisen. Sollte doch der Personalmanager daraus machen, was er wollte ...

Tunlichst verschwieg ich auch die Ereignisse, seitdem ich mir meinen großen Zeh gestoßen hatte. Die geforderten Nachweise aber konnte ich alle im Original vorweisen, auch wenn ich lange nicht mehr in diesem Beruf gearbeitet hatte. Ich glaubte, so alle Fäden in der Hand zu haben.

Das rief in mir die Erinnerung wach, dass es mit dem Titel des sogenannten Personalmanagers nicht weit her sein konnte, wenn das Unternehmen gerade mal an die dreißig Leute beschäftigte, wie mir Google mitteilte. Damit waren wir nach meiner Meinung auch bei den gegenseitigen kleinen Unwahrheiten quitt. Mein verdammter Chef und

ich gaben uns auch immer die größte Mühe, die Firma größer und bedeutsamer aussehen zu lassen, als sie in Wirklichkeit war. Ich denke nicht, dass ich hier zu hoch gepokert hatte.

Womit ich nicht gerechnet hatte, war, dass sich der Personalclown da hinter dem Schreibtisch in seinem Chefsessel über meinen Namen lustig machte, indem er fragte, ob ich denn wirklich so hieße. In dem Moment habe ich bestimmt ein ziemlich dämliches Gesicht gemacht. Ich war es ja gewohnt, dass mein Name immer mal wieder verunziert wurde, aber an dieser Stelle hätte ich so etwas nicht erwartet. Dabei hatte ich meinen Namen immer statt Sabbert mehr wie Sabbat ausgesprochen, was die meisten Menschen nicht so irritierte. Auch französisch ausgesprochen klang er nicht so sehr nach Hundeschnauze.

Ich glaubte mich schon am Ziel meiner Träume, als mir der Personalfuzzi da hinter seinem Schreibtisch eröffnete, dass er mir den Job als Teamleiter nicht geben konnte, weil ein Teamleiter einer Restaurantkette eben nicht Sabber heißen könne. Das T am Ende sprach er so leise aus, dass man es kaum noch hören konnte. Hätte ich das gleich gewusst, hätte ich mir den Weg zum Vorstellungsgespräch auch sparen können. In diesem Moment bemerkte ich, dass ich inzwischen so tief in diesen verdammten Sessel eingesunken war, dass ich von dem Hochstapler da nur noch Hals und Kopf sehen konnte, so als ob er heimlich die Luft aus dem Sessel gelassen hätte. Ich denke, dass dieses Möbelstück allein zu dem Zweck angeschafft wurde, die Augenhöhe bei der Führung des Gesprächs zu vermeiden.

Auf dem Heimweg versuchte ich in meiner Wut auf den Personal-Dingsda einen Ball wegzuschießen, der sich als einzementierte Metallkugel entpuppte. Der noch nicht ganz verheilte große Zeh und dessen erneute Malträtierung veranlassten mich zwangsweise, den Rest des Weges unauffällig in der schon beschriebenen Gangart zurückzulegen.

So stand ich nun ohne Arbeit, ohne Einkommen, pleite und ohne Aussicht auf einen Job da sowie mit dem schmerzenden Zeh.

Das fünfte Drama

Ich war gerade vom Pfandleihhaus zurückgehumpelt, als wenig später eine schwarz gekleidete Dame mit ernster Miene an der Tür schellte. Im ersten Moment dachte ich mir, dass hier im Aufgang wohl jemand gestorben sei. Das aber hätte ich mitbekommen. Schon als ich die Tür öffnete, erfassten die Augen der Frau sofort alle beweglichen Gegenstände. Trickdiebe hämmerte es in meinem Gehirn. Gefühlsmäßig suchte ich nach dem zweiten Mann im Hintergrund. - Es gab keinen.

Die Frau mittleren Alters hielt mir ein Dokument entgegen, der sie als Gerichtsvollzieherin auswies. Da die Tür schon mal offen war, ließ ich sie in der Absicht herein, Tratsch im Treppenhaus zu vermeiden. Mein Hinweis, dass ich keine gerichtliche Verfügung erhalten hatte, bewegte sie keineswegs zum Gehen. Stattdessen musste ich mir eine Belehrung anhören, die die besonderen Rechte der Finanzämter herausstellte, ohne Gerichtsbe-

schluss pfänden zu können. Aus dem Gedächtnis heraus nannte und zitierte sie Paragrafen, deren Sinn selbst beim konzentrierten Lesen einem Normalbürger nur schwer zugänglich ist. Und so etwas wusste die auswendig! - Paragrafenreiter also! Von dieser Sorte war mein Bedarf inzwischen mehr als gedeckt. Nach dem Abspulen ihres ohne jegliche Empathie vorgetragenen Wissens sollte ich eine Belehrung unterschreiben. Schon weil mich diese monotone Sprechweise unsicher machte, brachte ich vorsichtshalber meine Waffen ins Spiel. Sie heuchelten Interesse vor und waren dazu bestimmt, den Gesprächspartner von ganz bestimmten Informationen fernzuhalten, sie von ihren eigenen Gedankengängen abzulenken. Wer diese Eigenschaften nicht besitzt, wird als Makler versagen.

Ein dummes Gesicht kann sehr hilfreich sein, weil man dummen Menschen weniger Schlitzohrigkeit zutraut. Den Stift in der Hand, über dem Papier schwebend, das ist reine Psychologie, weil man dadurch argloser erscheint, verwickelte ich sie mit diesem unkundigen Gesichtsausdruck in an sich nebensächliche Fragen, die mich eigentlich gar nicht interessierten. Ich musste alles so lange hinauszögern, bis ihre Zeit knapp wurde. Dann war meine Chance am größten, dass sie vergaß, gründlich zu sein. Unzählige Male hatte das bei Führungen durch Wohnungen bestens funktioniert. Also schilderte ich ihr in den düstersten Farben, wie es mir seit dem Stoß an den großen Zeh ergangen war. Allerdings hatte sie auch nicht mehr als stereotype Antworten auf meine Probleme.

Als die Anzeichen für Zeitmangel sichtbar wurden, unterschrieb ich das Papier. Ich kam ja sowieso nicht darum herum. Ich fühlte mich schon als Sieger, als die Gerichtsvollzieherin aufstand und - dann doch ganz gezielt auf meine wertvollsten Stücke zuing und den berühmt-berüchtigten Kuck-kuck aufklebte, die Stücke fotografierte und in eine Liste eintrug. Selbst das antike Kaffeegeschirr meiner Großmutter und das Silberbesteck ortete sie mit einer, an schlafwandelnder Sicherheit erinnernde, durch Schranktüren hindurch. Lediglich die Frage, was ich im Pfandleihhaus gegen Bares hinterlegt hatte, hatte sie wohl vergessen.

Als sie gegangen war, hatte ich nichts mehr, dass es sich gelohnt hätte, dorthin zu tragen.

So stand ich nun ohne Arbeit, ohne Einkommen, pleite, ohne Aussicht auf einen Job und durch das Finanzamt ausgeraubt da.

Das sechste Drama

Wie schnell sich meine Pleite herumgesprochen hatte, hatte ich nicht für möglich gehalten. Dabei hatte ich doch immer darauf geachtet, nicht von einem Tag auf den anderen in Sack und Asche umherzulaufen. Plötzlich standen selbst angeblich gute Freunde auf der Matte und forderten die offengebliebenen Gefälligkeiten ein. Von all den zig Leuten, die mich als guten Freund bezeichneten, gab es einen einzigen, der mir anbot, in dieser schlimmen Zeit wenigstens bei ihm zu essen. Mehr konnte er mir nicht bieten. Ich wusste, dass ihm sein Arbeitgeber trotz Vollzeit so

wenig bezahlte, dass er zusätzlich Geld vom Jobcenter bekam. Er hatte viel Pech in seinem Leben gehabt. Courtagegelos hatte ich ihm unter der Hand, also, ohne dass mein Chef es zu wissen bekam, seine jetzige Wohnung besorgt. Bei mir jedoch war noch nicht alles verloren und ich hatte große Hoffnung, dass sich alles aufklären würde. Schließlich konnte es nicht sein, dass ich dafür büßen musste, dass mein geldgeiler Chef derart mit dem Gesetz in Konflikt kommen würde, dass ihn die Staatsanwaltschaft hopsnahm.

Mitten in meine Überlegungen am Frühstückstisch läutete die Türglocke. Schnell trank ich noch einen Schluck Kaffee, um die letzten Krümel aus dem Mund zu spülen. Die linke Hand ersetzte im Gehen die Serviette, um mögliche Marmeladenreste wegzuschmieren.

Vor meiner Wohnungstür stand mein Vermieter mit wütendem Gesicht. Natürlich wusste ich, dass mein Konto gesperrt war und er schon zweimal meine gegebene Einzugsermächtigung dadurch nicht vollziehen konnte. Andererseits hatte ich in den letzten Tagen immer wieder vergeblich in dieser Sache versucht, ihn zu erreichen. Aber er hatte sein Telefon einfach ausgeschaltet.

Dass er für sechs Wochen bis gestern in Singapur war, bekam ich erst während seines Auftrittes an meiner Wohnungstür zu wissen. - Wie es doch manche Leute verstehen, selbst in ihrer Wut mit Dingen zu prahlen, die sie sich leisten können. Vor allem, wenn sie dann vor der Tür stehen, um die Miete einzufordern, die ein Trinkgeld gegen diese Urlaubsausgaben waren.

Jedenfalls fühlte ich mich an der ganzen Sache unschuldig und versuchte ihm meine Situation zu erklären. Aber er wollte einfach nicht zuhören. Stattdessen forderte er mich auf, ihm die übergebene Wohnungskündigung zu quittieren. Nein, zurücknehmen wollte er die Kündigung nicht. Er könne es sich einfach nicht leisten, Mittellosen einen derartig luxuriösen Unterschlupf zu gewähren. Im Grunde machten die Proleten doch immer nur Ärger, ließ er verlauten. Ich beließ es bei seiner Aussage, denn ich wollte zusätzliche Probleme wegen Beleidigung nicht auch noch an der Backe haben.

Erst als ich meine Tür wieder von innen zugemacht hatte, begriff ich die ganze Tragweite der Tragödie. Zum ersten Mal wurde ich wegen des ganzen Schlamassels depressiv. Kaum hatte ich mich wieder an den Tisch gesetzt, flossen die Tränen. Hier und jetzt konnte ich, Olaf Sabbert, auch nichts mehr hinreden und schon gar nicht hinsabbern. Ich sah mich schon in eisiger Kälte unter der Brücke schlafen. Kurze Zeit dachte ich an Selbstmord, stellte dann aber fest, dass ich dafür einfach viel zu feige war.

Da saß ich nun ohne Arbeit, ohne Einkommen, pleite, ohne Aussicht auf einen Job, durch das Finanzamt ausgeraubt und quasi ohne Wohnung da.

Das siebente Drama

Noch nie war ich, bis dieser Sache mit dem großen Zeh, jemandem bettelnd zu Füßen gekrochen. Zugegeben, einiges habe ich mir hingeredet, mehr durch mein Reden Vorteile erstritten. Am meisten aber habe ich die Leute einfach

nur zugetextet. Jetzt war der Punkt gekommen, wo sabbern und reden nicht mehr zählte. Darüber habe ich mir früher keine Gedanken gemacht. So oder so hatte es damit immer funktioniert.

Ich war gezwungen, über meinen eigenen Schatten zu springen und Bittsteller zu werden. Der Weg zum Jobcenter war für mich wie der Gang nach Canossa. Ich hatte von meinem einzigen wirklichen Freund erfahren, dass ich dort vielleicht Hilfe bekommen könnte. Jobs, wie das Wort Jobcenter suggerierte, könne man zwar da in der Regel nicht erhalten, aber Hilfe zum Lebensunterhalt. In meiner Situation war das schon sehr viel. Allerdings müsse man sich im Gegenzug dafür einen sehr tiefen Einblick in die persönlichen Verhältnisse gefallen lassen.

Ich hatte nichts mehr zu verbergen und die Hoffnung, dass sich doch eines Tages alles aufklären würde, schwand zusehends. Wie es aussah, würde ich klagen müssen. Klagen müssen gegen den einsitzenden Chef, gegen das Finanzamt, gegen den Vermieter. Doch von welchem Geld sollte ich Klagen?

Immerhin fand sich, nachdem ich alle Ereignisse seit dem Zehstoß offengelegt hatte, eine schnelle Lösung zum Wohnen und Essen. Der Preis war eine sogenannte Feststellungsmaßnahme des Jobcenters, in der herausgefunden werden sollte, ob ich überhaupt willens war zu arbeiten. Gebrochen fügte ich mich der Forderung und stolperte damit in ein Drama der ganz anderen Art. Nicht nur, dass mich diese Maßnahme daran hinderte, meine Probleme zu lösen, sie war für mich auch völlig sinnlos. Ich wusste nun

wirklich nicht, was Suchbilder, einfache Rechenaufgaben, das Aufzeichnen meines Tagesablaufes, mein Lieblingsplatz in der Stadt und die Angabe dessen, mit wem ich mich unterhalte, wen ich mich im Alltag treffe und von wem ich größere Summen Geld borgen könnte, damit zu tun hatte, meine existenziellen Probleme zu lösen. Ich glaube auch nicht, dass es den potenziellen Personen recht gewesen wäre, sie zu nennen. Reichte es nicht schon, wenn der Sachbearbeiter von meinem ganzen Dilemma zu wissen bekam? Musste ich mich auch noch vor Möchtegern-Psychologen nackig machen, meine Seele von innen nach außen kehren? Einem echten Psychologen, der auch die ärztliche Schweigepflicht ernst nahm, bin ich dort in dieser Feststellungsmaßnahme nie begegnet. Wenn die rechtlichen Voraussetzungen nicht gegeben sind, warum soll ich dann auf diesen Fragebögen, die in Wirklichkeit »Ausfragebögen« waren, die Wahrheit ankreuzen? Selbst nach längerem Nachdenken fiel mir kein Grund dafür ein. Begriff denn keiner, dass ich Opfer von mir nicht beeinflussbaren Umständen geworden war? Was war das für ein schlechtes Possenspiel auf meine Kosten? Alles hätte ich zusammenschlagen können oder mich in eine Ecke setzen und heulen. Warum tut man mir das alles an? Was habe ich denn verbrochen? Warum hat man gerade mich auserkoren, zum Spielball der Interessen zu werden? Das klang schon ziemlich schizophran. - Hilfe, ich war drauf und dran, verrückt zu werden!

Da stand ich nun mit all meinem Elend da, ohne wirkliche Hilfe!

Die Posse, aber eigentlich auch ein Drama

Alle Unwetter brachen auf mich herein. Physisch und psychisch wusste ich nicht mehr ein noch aus. Hatte ich geschlafen? Augen, Mund und Nase waren total verklebt. Ich hatte nicht die Kraft aufzustehen. Sollte doch kommen, was wollte. Mein Gehirn weigerte sich, irgendeinen positiven Gedanken zu produzieren. Einem Blick zur Uhr konnte ich nicht das Geringste abgewinnen und ehrlich: Es interessierte mich auch nicht, was heute für ein Tag war. Ich war fest entschlossen, hier in meinem Bett liegen zu bleiben und meinen Tod abzuwarten.

Es wäre wohl auch so weiter gegangen, wenn nicht eines dieser Militärflugzeuge genau in meiner Gegend und in niedriger Höhe beschlossen hätte, in den Überschallbereich zu fliegen. Oder war es nur die Haustür, die durch den Durchzug ins Schloss gefallen war? War es am Ende gar die Post?

Wer wagte es hier, mich in meiner Melancholie zu stören? Dann schaute ich doch zur Uhr. Die Mittagszeit war längst gewesen. Ein unbändiger Trieb trieb mich zu den Briefkästen. Tatsächlich, die Post! Ein weißer Briefumschlag zeigte sich durch die Schaulöcher. Der Schlüssel drehte sich quietschend im Schloss, während das Blech fürchterlich laut klapperte.

›Herr Olaf Sabbert‹ war auf dem Umschlag zu lesen. Sofort packte mich die Wut. ›Herrn Olaf Sabbert‹ hätte es heißen müssen. Dass ich mich über solche Kleinigkeiten ärgern konnte, konnte nur heißen, dass es mir allmählich wieder besser ging, auch wenn es sich bis jetzt nicht besser anfühlte.

Ich könnte nach einer zweiwöchigen Schulung sofort anfangen, war zu lesen; trotz aller widrigen Umstände, die mich seit dem fürchterlichen Stoß am großen Zeh aus der Bahn geworfen hatten. Meine Frechheit siegte. Das klang positiv.

Diese eine Woche Zeit zur Einarbeitung mit einem erfahrenen Kollegen hatte mir viel gebracht. Halb so schlimm, dass der Arbeitsvertrag nur befristet war. Alle Vermittler würden nur einen befristeten Vertrag bekommen. Man müsse sich schnell auf veränderte Bedingungen einstellen können, hatte man mir erklärt. Das war sowieso kein Job für die Ewigkeit, aber als Intermezzo besser als nichts und so etwas Ähnliches wie Makler, nur eben mit Arbeitsstellen.

Dann hatte ich wieder Post vom Finanzamt. Wieder wurde mir heiß und kalt. Sollte meine kleine Glückssträhne schon wieder zu Ende sein? Ich wusste nicht, ob ich den Inhalt des Schreibens wissen wollte oder nicht, was nicht so sehr auf eine gespaltene Persönlichkeit hindeutete, sondern auf eine mögliche Enttäuschung über den Inhalt.

Aber nein! Man teilte mir mit, dass es interne Probleme gegeben habe. Auf der Gerichtsverhandlung hatte ich erfahren, dass sich das Finanzamt durch einen Trick meines ehemaligen Chefs täuschen lassen hat. Da war mir klar, warum man so eine schwammige Begründung aus dem Textbausteinkasten holte. Immerhin entschuldigte man sich für die Unannehmlichkeiten, die ich durch die Kontensperre erlitten hätte, was genau genommen eine bodenlose Frechheit war, denn entschuldigen konnte nur ich, Olaf

Sabbert, das Amt. Das Amt hätte nur um Entschuldigung bitten können, was ein himmelweiter Unterschied war. Die Kontosperrung wurde zwar aufgehoben und die im Voraus bezahlten Steuern abzüglich einer Bearbeitungsgebühr, warum auch nicht, zurück überwiesen, die gezahlten Einkommenssteuern für das laufende Jahr aber einbehalten, weil mein ehemaliger Chef nicht mehr solvent sei und der Staat nicht darunter leiden könne. Für eine Neuberechnung der Steuer sollte ich glaubhaft mein Einkommen des laufenden Jahres nachweisen. Das war zurzeit nicht möglich, aber schenken würde ich ihnen nichts, gar nichts. Das stand fest, wie das Amen in der Kirche.

Ich erwartete meinen ersten Kunden, rief mir die wichtigsten Daten noch einmal ins Gedächtnis und zündete das dritte Licht am Adventskranz an. Es war zwar schon acht Uhr, aber es war für mich von Vorteil, meinen Kunden noch etwas warten zu lassen, um ihm dann, wenn er schon leicht verärgert war, mit aufgesetzter Freundlichkeit entgegenzutreten. Das brachte sein möglicherweise vorhandenes Konzept ins Wanken und er musste umdenken.

Was sollte ich tun? - Ich googelte nach Paragrafen, nach denen ich meinen Vermieter wegen der überstürzten Wohnungskündigung und dem mir daraus entstandenen Schaden verklagen konnte. Warum sollte ich die Gesetze nicht ausnutzen? Wer half mir damals in meiner Not, nachdem ich mir den großen Zeh ... na sie wissen schon! War ich deswegen nun gleich ein Paragrafenreiter?

Ich drückte die Taste am Mikrofon und bat meine Kundin noch ein Weilchen zu warten. Genüsslich stellte ich mir

vor, wie sie auf ihrem Sitz aus Stahlblech, der der die Körperwärme gierig in sich aufnahm, unruhig hin- und her-rutschte und dazu genervt mit den Augen rollte.

Bis jetzt hatte das Finanzamt noch nicht wieder den Gerichtsvollzieher vorbeigeschickt, um die unschönen Aufkleber von meinen wertvollen Stücken wieder abzulösen. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis ich die entsprechende Abteilung an der Strippe hatte. Ich machte meinem Namen die Ehre und sabberte, Pardon redete, solange ins Telefon, bis man mir versprach, sich mit dem Finanzamt noch heute in dieser Sache in Verbindung zu setzen. Ich war wieder der Alte und klopfte mir auf die Brust. Nun konnte meine erste Kundin kommen.

Ich holte sie persönlich aus dem Warteraum ab, öffnete ihr galant die Türen und rückte ihr den Stuhl zurecht. Ich wusste es schon längst: Es war die Sachbearbeiterin der Arbeitsagentur, die mir in meiner Not nach der Verhaftung meines jetzt einsitzenden Chefs wegen des fehlenden Kündigungsschreibens die Hilfe verweigerte. Ob sie es ahnte? Ihren Arbeitsplatz hatte jetzt ich! Ich genoss es, alle meine Macht auszuspielen, so wie sie es mit mir damals getan hatte, auch wenn es vielleicht nicht ganz gerecht war.